Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 12. Düsseldorf, 24. März 1917.

Fertig zur Abfahrt!

Phot. Berliner Illustr.-Ges.

Signalabgabe auf der Brücke eines deutschen Torpedobootes in einem flandrischen Hafen.

Seemannskind.

Skizze von Dagobert Winter.

Wimmel war der alten Mutter Tiews ihr Jung. Nicht der richtige — nein, die richtigen Tiewssöhne hatten alle schon frühzeitig ihr Ruder gestreckt, nacheinander, der letzte, Wimmels Vater, vor einem Jahr bei der großen Springflut. Tief unten in der See lagen die drei Brüder, aber zu ihrem Gedächtnis standen drei weiße Holzkreuze auf dem Seemannsfriedhof hinter der Düne. Rechts und links und zu Häupten zweier Grashügel ragten sie empor, darunter Wimmels junge Mutter und sein Großvater, der auch Schiffer gewesen war, ihren langen Schlummer hielten.

Das war der Ort, zu dem Mutter Tiews täglich, wenn sie das Gliederreißen nicht gar zu arg plagte und der Sturm nicht gar zu toll pfiff, hinaus humpelte. Stundenlang konnte sie dort sitzen, das Strickzeug mit dem rosenroten Kinderstrumpf für den Enkelsohn in den welken Händen. Die Nadeln klirrten leise aneinander, und die großen, schweren Holzschuhe an den sonnverbrannten Füßchen Wimmels, der in seinem überlangen Barchentkittel zwischen all den Hügeln herumstolperte, klappten dumpf.

Er machte Jagd auf die gelben Buttervögel, die sich spärlich im Grase sonnten, und seine hellen, braunen Augen glühten vor Begierde, sie einzufangen. Und dann wurde er dieses Spiels müde und sammelte klebrige, schwarze Nacktschnecken, die sich an die Hügel ringsher geklammert hatten, um gleich nachher seine Beute wieder auszusetzen. Er veranstaltete einen Wettlauf zwischen ihnen, die allerträgsten feuerte er mit einem Ginsterbusch unter Schreien und Drohungen zur Eile an — sehr vergeblich natürlich.

Ja, er wußte sich die Zeit prächtig zu vertreiben, der letzte Tiews, der zweijährige Wimmel, dort draußen auf dem Seemannskirchhof zwischen den Grabstätten. Seine Eltern hätten gewiß eine helle Freude gehabt, sein kindliches Spiel zu belauschen, das ihn ganz erfüllte — weit, weit mehr als die alte Mutter Tiews, die ein jedes Mal den Kopf schüttelte, wenn sie zu dem kleinen Schreier hinüberblickte. „Den großziehen — ein sauer Stück für 'ne olle, kranke Frau," besagte ihr Schütteln. Darin konnte ihr niemand unrecht geben, ihre Verantwortung war groß. Doppelt groß durch das Versprechen, das sie Wimmels Mutter gegeben hatte. — Und sie hörte wieder diesen Augenblick, indem sie des Kindes überschäumende Lust und Lebenskraft mit Kummer gewahr wurde, die matte, flehende Stimme der jungen Frau — ganz deutlich —:

„Mein Jung soll kein Schiffer werden, ne, Mutter, ne." Und dann ihre eigene Antwort:

„Was ich dazu tun kann, das will ich wohl tun — schlaf du man jetzt!"

Das hatte die Schwiegertochter denn auch getan — für immer —, und jetzt mußte sie wachen und wachen. — Wenn er den Tiewschen Dickkopf nicht hätte, der Jung da, dann hätte sie sich gewiß keine Gedanken gemacht, — aber so — der sollte einmal still sitzen, Pechdraht ziehen oder vielleicht gar sticheln, eine Nacht nach der andern — das würde dem nicht anstehen, der würde ihr den Gefallen nicht tun. — —

„Krabbe, unnütze, wirst wohl das Schütteln an dein Großvater sein Kreuz lassen! — Hörst nicht, Wilm?"

„Ich heiß Wimmel —"

„Du bist Wilhelm getauft —"

„Und ich heiß doch Wimmel!"

Dabei blitzte er die Alte mit seinen hellbraunen Augen verwegen an. — Na, da mach einer was! Der und nachgiebig! Mutter Tiews stöhnte und faltete die Hände kopfschüttelnd über dem Strickstrumpf; ganz traurig wurde sie. Sie hörte es nicht, daß der Wind umgeschlagen war und das große Wasser sich zu regen begann, lauter und lauter. Aber der kleine Wimmel hatte scharfe Ohren. Er kam auf seine Großmutter zugestürzt und rief ganz aufgeregt:

„Horch, Mutter, da brüllt die große Scheck all wieder — muh, muh!"

„Sie wird hungrig sein."

„Na, da will ich ihr wat hintragen — mein Buschen hier!"

„Unterstehst dich! Wat gehen dir fremde Leut ihre Küh an? — Hiergeblieben!"

Sie riß dem Kleinen den stachligen Ginsterbusch fort. Einen Augenblick verzog Wimmel den Mund — dann aber hüpfte er zu dem jetzt abseits liegenden Busch und verschwand mit ihm zwischen den Grabkreuzen. —

Die Alte blickte ihm nach. Hm, ja, einem Zweijährigen konnte man noch weismachen, eine Kuh brülle, während in Wahrheit das Meer toste und brandete! Noch hatte der Jung das große Wasser nicht zu sehen bekommen, und so lange es anging, sollte er davon bleiben. — Aber wie lange mochte das noch sein? Sie, die alte, lahme Frau konnte ihn doch nicht einsperren, ihn anbinden wie einen Hund, damit er ihr nicht davonliefe? — Grundgütiger Himmel, welche Sorge und ewige Angst hatte sie sich mit diesem Versprechen aufgehalst! — Das Richtigste wäre es gewiß, sie zöge mit Wimmel in die Stadt — bald schon. Da gab es nur einen einzigen schmalen Wassergraben — so träge, schwarz und stinkend — der konnte niemand locken. — Aber diese Stadt — brr! — wo die Menschen so unfreundlich waren, einem nicht mal einen guten Tag boten — die Häuser ohne ein Fleckchen Gartenland, düster und hoch; dieser wüste Lärm auf der Gasse, von dem die Diele noch in der Nacht bebte — dort leben zu müssen, es war Höllenstrafe, keiner konnte das von ihr fordern, selbst die tote Schwiegertochter nicht, der sie so gut gewesen war wie einer rechten Tochter. Und wer sollte dann wohl auch hier ihre Gräber besorgen, das Unkraut ausrotten, begießen und frische Heidekrautkränze aufhängen, wenn die alten gar zu struppig wurden? — Es war nicht daran zu denken, daß sie fortzog — nein, nein — hier wollte sie sterben, und hier mußte es der Junge lernen, sich nach ihrem Willen zu richten — ganz genau, ohne Widerrede; — was Großmutter befahl, mußte ihm Gesetz sein! —

„Gleich kommst hierher, Jung, und setzt dich still an meine Seit'. Hast genug rabatzt."

„Wenn du mir en Musfladen gibst oder en Schmierbrot, will ich wohl kommen — sonst spiel' ich besser —"

„Auf'n Kirchhof essen? Schäm dich was! — Na, nun wisch dir mal die schwarzen Händ' an meiner Schürz' ab, und dann gehn wir — es ist wohl Mittag nach dein'n Magen."

Die Alte rollte ihren Strumpf zusammen. Fest, fest faßte sie den Enkelsohn bei der Hand.

„Mutter, das tut mir ja weh!"

„Meinst?"

Noch hielt sie ihn — er sollte ihre Macht spüren, dieser Tiewsche Dickkopf; der — spüren! — — —

„Der arme Jung hat's schlimm," sagten Nachbarsfrauen unter sich, „die Tiewsche wird alle Tage wunderlicher." Und wenn sie bei Mutter Tiews zu einem Töpfchen Zichorienbrühe vorsprachen, dann fuhren sie Wimmel sanft durch den Flachskopf und guckten ihn recht mitleidvoll dazu an — aber sagen taten sie nichts weiter. Und das Kind hätte auch ihr Bedauern nicht verstanden. Es fühlte sich ganz behaglich bei der alten Frau, die ihm reichlich zu essen gab; und daß sie ihm niemals erlaubte, allein auf die Dorfstraße zu laufen wie andere Kinder, machte ihm keine Sorge — daran war er gewöhnt. Der Kirchhof hinter der Düne, der sandige, schmale Gemüsegarten mit

dem Kartoffelfeld und seinen Stachelbeersträuchern hinter dem Häuschen, die grüne Bank im Hofe, auf die man ganz vorsichtig klettern mußte, damit sie nicht umschlug, dann der hohe Müllhaufen, von dessen Spitze man über die dichte Dornhecke sah, die das Gehöft umschloß, der viereckige Holzbrunnen mit dem Eisenschwengel, nur geschaffen, um sich daran in die Höhe zu ziehen. — Konnte man bei solchen Spielplätzen noch bedauert werden?

Und dann der Schuppen, in dem Großvaters hohe Stiefel standen, die so seltsam rochen — viele Paare nebeneinander — und erst — das lange Holzding — „Wiege" hatte es Großmutter genannt; eine Bank war darin befestigt und zwei furchtbar schwere Stangen, nicht zu schleppen, lagen quer darüber. In die Wiege zu steigen war nicht leicht — die Alte gerict jedesmal außer sich, wenn Wimmel so behaglich darin saß und sich mühte, die schweren Stangen zu heben — aber nirgends sonst saß sich's so gut als gerade in dieser Wiege, und so oft es ging, stahl sich der Kleine zu seinem liebsten Spielzeug. Wenn auch Großmutter hernach schimpfte, daraus machte er sich wenig. Der Tiewsche Dickkopf war er geblieben, trotz aller Schelte und Strenge; und trotzdem ihm jetzt sein Barchentröckchen verlängert worden war, weil er so in die Höhe schoß. Zu Johann wurde er schon drei Jahre alt, der Junge. — — —

Und gerade am Johannistage war es, gerade an seinem Geburtstage — und das Märchen der Alten trug die Schuld. — —

Sehr heiß war es an diesem Junitage in der niedern Stube. Großmutter hatte sich mitten in die Tür auf ihren Korbstuhl gesetzt. Da war sie eingenickt, ganz wider ihre Gewohnheit. Vor ihr auf der Schwelle saß Wimmel, nur sein Hemdchen trug er in der Sonnenglut. Er war augenblicklich sehr beschäftigt, andächtig kaute er an einem großen Apfel. Das war sein letzter. Drei hatte Mutter Tiews diesen Morgen hoch oben vom Küchenspind gelangt — ihr Geburtstagsgeschenk. Und der Kleine hatte sofort in alle drei hineingebissen, zum Zeichen, daß er von jetzt ab der Eigentümer sei. Soeben verspeiste er noch das Kernhaus des letzten Apfels; schade, daß er nicht noch einen bekam! Aber Großmutter hätte er jetzt nicht bitten können, sie hätte ihn doch nicht gehört.

Es war eigentlich gut, daß sie schlief, so konnte er endlich einmal ungestört in der Holzwiege sitzen und Großvaters Stiefel besehen.

Er huschte zum Schuppen, der war verschlossen. Mit finsterem Gesicht rüttelte er am Lattenzaun, einmal — zweimal — nichts zu machen! Verdrießlich wollte Wimmel eben wieder zur Schwelle zurückkehren, da — die Kuh brüllt! Heidi! Jetzt gab's Beschäftigung! Derweil Großmutter schlief — und er hörte sie ganz laut schnarchen — war's die beste Gelegenheit, die Scheck einmal von nah zu betrachten. Wie lange hatte er sich das schon gewünscht! — — Ob sich das Tier wohl streicheln ließ? Ob es auch einen runden, weißen Fleck zwischen den Hörnern hatte, wie Priewes Braune? Und was mußte das für eine große, große Kuh sein, die so furchtbar schreien konnte, oft die ganze Nacht hintereinander! Schon stand der neugierige Junge an der Gartenhecke. Noch einmal lauschte er — vielleicht daß Großmutter — aber nein! Und jetzt geradaus, schnell — schnell! — „Muh, muh!" schreit das erregte Kind. — „Hu — hu!" antwortet es von ferne.

Keiner, der den halbnackten Flüchtling in der schmalen Dorfstraße anhält. — Mittag ist es ja — und niederdrückende Wärme. Doch Wimmel fühlt sie nicht, geradewegs saust er dahin; weit kann der Weideplatz nicht sein. — „Hu, hu!" tönt es ihm von neuem entgegen. Hinter ihm verschwindet die letzte Fischerhütte — und jetzt, jetzt — was ist das? Es glänzt, funkelt, zischt, tost, brüllt, hebt sich, senkt sich, so weit er nur sehen kann. — Einen Augenblick macht den Kleinen die schäumende, sausende, unendliche Fläche starr — nur einen Augenblick — dann ein Aufjauchzen, ein Freudenschrei, wie ihn diese junge Brust noch nie getan! Mit ausgestreckten Armen und sprühenden Augen hinunter, hinab zum Meere! —

Wimmels weißes Hemdchen flattert im Winde, die kleine Gestalt stemmt sich mit aller Kraft an, um sich aufrecht zu halten, die Wellen spritzen ihm ins Gesicht, netzen die braunen Füßchen — er achtet es nicht — er lacht, jubelt, hüpft, klatscht in die Hände und brüllt mit den an das Ufer schlagenden Wellen um die Wette. — — Immer kühner wird das Kind — es ahnt ja nichts von der Tücke des Wassers. — Wo in aller Welt steckt nur seine Kuh, die überall blökt? — Nach rechts und links wendet er sich. Ganz in seiner Nähe schaukelt etwas. Ist es denn möglich, hier eine Holzwiege — genau solche, wie sie im Schuppen steht? — Ein Mann darin, ein großer, ein ganz richtiger Mann! — Hin zu ihm, der muß ihn hineinheben, mitnehmen, er muß —. Weiter waten die kleinen Füße, über die Schultern schlagen weiße Schaumkämme. Und jetzt — eine große Welle schlüpft heran, packt das Kind, trägt es vorwärts — es kreischt entsetzt auf — taucht unter — empor. — — „Na ja, all wieder einer! Das Kroppzeug, infamigte!" — Oll Klasen hat den Schrei gehört. Mit seinen hohen Wasserstiefeln setzt er über Bord seines Fischerbootes und greift nach dem aufgeblähten Hemdchen. Der tropfende Junge wird in die Höhe gerissen. „Je, je, der Tiews ihrer! — Wird doch nicht am End' schon aus sind? — Je, je!" Hin und her biegt er Wimmels schlaffe, runde Ärmchen und trägt ihn an das Ufer. Seine gestrickte Wolljacke reißt der Alte vom Leibe, reibt den kleinen Körper damit — aus der Lederhose zerrt er die Flasche mit Korn. — „Klasen, — Klas, um Herrgotts willen, hast ihn?" Zwei Frauen kommen kreischend die Böschung heruntergelaufen — eine dritte alte — mit hängendem, dünnem Zopf — hinkend, jammernd: „Und ich hab' die Schuld an seinem Unglück — ich allein — ich Traumfuse, ich! — Was hatt' ich zu schlafen, was hatt' ich? — Wimmel, mein Jung — mein einziger, lieber, guter, kleiner Jung — deine olle Großmutter ist bei dir!" — Mutter Tiews stürzt sich über das bleiche Gesichtchen. „Der letzte, der fünfte Tiews, — heut an sein Geburtstag — ich sollt ihn nicht groß kriegen — ich sollt keine Freud nicht mehr haben auf die Welt!"

Oll Klasen und die Frauen blicken einander verstört an. Und plötzlich — das Kind schlägt die Augen auf! — Ganz verwundert schaut es von einem zum andern — und dann steigt blitzschnell die Erinnerung an das Geschehene auf.

„Mutter, nu brauchst mich aber heut abend nicht mehr zu waschen!" klingt es ganz treuherzig von den noch blassen, kleinen Lippen.

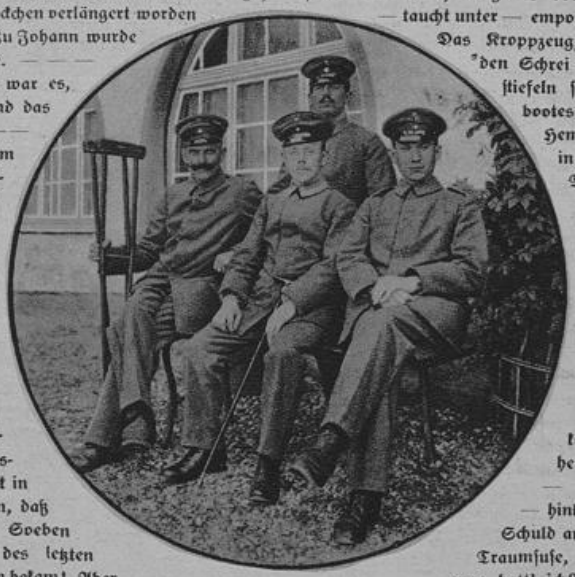
Weshalb sie auf einmal alle so laut lachen? Wimmel kann es gar nicht begreifen. Großmutter rollen sogar zwei dicke Tränen über die hageren Backen, und Oll Klasen schlägt dröhnend auf die Lederhose. „Der Jung, so 'ne Kröte, so 'ne Blitzkröt!" — Ganz blau wird er im Gesicht vor Kichern, und schließlich muß er husten — der Alte.

„Dat is en echter Tiews," sagte er, als er sich wieder erholt hat, und nimmt den Jungen auf seine starken Arme, um ihn nach Hause zu tragen.

„Ein echter Tiews, ein echter," wiederholte die Alte und starrt in die sich bäumenden Wellen.

„Wiedergewonnen und doch verloren," tosen die Wasser dort — und sie versteht, die Alte, — nur zu gut! — — — — — — — —

Langsam, langsam keucht sie dem kleinen Zuge nach. Der Wind pfeift hinter ihr her. — — —



Verwundete Rheinländer in Flüelen am Vierwaldstätter See.

Unser Bild zeigt 4 Feldgraue aus M Gladbach, die als verwundete Kriegsgefangene das Schweizer Gastrecht genießen.

Aufschwung.

Skizze von Ilse E. Tromm.

Er war ein stiller unzugänglicher Mensch, den das Unausgereifte, das Verworrene, das in ihm lebte, niederdrückte, der, in kümmerlichen Verhältnissen erzogen, von seinem Vater starke künstlerische Fähigkeiten ererbt hatte, die ihn, da sie nicht entwickelt werden konnten, niederwarfen, die ihm die harte Fron des darbenden Daseins fühlbarer machten, denn bei anderen Menschen.

Seltsame Kontraste bildete sein Leben. Mit dem Bewußtsein, innerlich anders geartet, stärker, leidenschaftlicher, begnadeter zu sein als seine Kameraden, ertrug er die Kameradschaft wie eine Kette von Überwindungen — und in manchen Stunden kämpfte er mit verzehrender Kraft das starke Verlangen in sich nieder, sich restlos einem Menschen zu geben, der so war, so fühlte wie er.

Für diesen einen Menschen, der seine Phantasie bis zur letzten Steigerung reizte, von dem er in schweigenden Sternennächten träumte, würde er bereit sein, sein Leben zu opfern, und diese Bereitschaft schien ihm der Ausdruck höchstmöglicher Hingabe, denn er konnte sein Leben glühend lieben, weil er von ihm die Erfüllung seiner Sehnsucht erwartete, und er konnte es leidenschaftlich hassen, weil es ihm bisher alles und jedes versagte, das er inbrünstig erstrebte.

So war er voller Widersprüche, und den Menschen, der ihm dieses grenzenlosen Opfers wert erschienen wäre, den hatte er noch nicht gefunden. —

Einmal, in einer wundersam klaren Mondnacht, als die Luft warm und blau unter dem Himmel lag, aus dem Myriaden Welten friedselig leuchteten, als alles berauschenden Frühlingsduft trank, die Kanonenschlünde schwiegen, und sich leise Lieder aus den geöffneten Fenstern in die erwachende Nacht schwangen — Lieder, die von Heimat und Liebe und heiligem Frieden sangen — da ging er über die lichthelle Straße, in schwermutahnende Träume versunken.

Seine Seele war nie empfänglicher als in dieser Stunde, bereit, etwas Großes, Entscheidendes, in sein Leben Eingreifendes zu empfangen, und darum fand er keine Ruhe und mußte durch das Dorf gehen. Er ging abseits, um den Posten nicht Rede stehen zu müssen, und nahm einen schmalen Pfad, über den Gras und Blumen wucherten, wie sie der Wind Sommers aus nahen Wiesen verstreut, und kam an eine zerschossene Mühle, deren rundes Gemäuer ernst in das blaue Licht hineinragte.

Da stand ein Mensch. Er stand mit erhobenen Augen und weit ausgebreiteten Armen, und sein Mund sprach wundersame Worte. Er redete sie in die Nacht hinaus, rief das Leben an, die Welt, das Licht — den Tod, und es war jegliche Inbrunst in diesen rhythmischen Gesängen, die seine Seele halb tastend ahnend, halb bewußt erfüllten.

Beflügelten Schrittes eilte er auf diesen Menschen zu, stand vor ihm, sah ihn tief leuchtenden Auges an und wußte mit einemmal, daß er diesen Menschen längst kannte, obwohl er ihn nie zuvor gesehen, daß er ihn liebte, obwohl er nichts von ihm gewußt, nicht seine Ziele, nicht dessen Sehnsucht kannte — nichts von seinem Leben ahnte.

„Du — du —!"

Und beide gaben sich die Hände und hielten sich lange.

Von der mazedonischen Front: Holzmarkt in Ochrida. Phot. Busa.
Im Mittelgrund das bulgarische Triumphtor mit der 300jährigen Eiche.

„Ich fühlte, daß ich dich hier traf, und darum ließ ich die andern und kam. Ich wußte, du wartetest meiner."

Der junge Soldat nickte.

„Bist du auch ein Einsamer? Leidest du auch? Komm, wir wollen uns ein wenig hierher setzen. Erzähle mir von dir!"

Ganz dicht nebeneinander saßen die beiden Menschen, daß sie ihren Atem hörten, und glückselig wie Kinder sprachen sie von sich.

„In mir lebte eine grenzenlose Sehnsucht. Ich sah alles viel schöner, viel intensiver als die meisten andern Menschen. Mich erfreut jedes Blühen und jedes Leuchten so tief innerlich, daß ich oftmals diesen Empfindungen Worte geben mußte. Aber man zwängte mich in eine Alltagstätigkeit und verlachte mich. Dann kam der Krieg, und ich wurde frei, und nun lebe ich mein Leben. —

Ich lebe es so berauschend, so erschütternd, daß ich glaube, ich kann nie aufhören zu sein. Was ist der Krieg — der Tod? — Das Sein ist ewig."

Und er nahm ein Buch aus seiner Tasche, blätterte darin herum und las. Der Mond gab den beiden jungen Soldaten so helles Licht, daß sie so gut lesen konnten, als sei es Tag.

„Du bist ein Dichter! Welche Kraft lebt in deiner Seele! Du bist ein Glücklicher, denn Stärke trägt dich über die Erde — über Leben und Tod."

Der andere schaute versonnen in die Sternen-Legion und deutete mit der Hand hinauf. Es fiel ein Meteor durch das Weltall. —

„Siehe, wir sind wie Sternschnuppen, leuchten einen Augenblick auf und leben dann unser eigenes Dasein auf einem andern Stern."

„Deine Gedanken sind die meinen. Deine Stärke suchte ich. Auch ich lebte in der Enge. Ich wollte Bildhauer werden, aber die Kunst ist nicht für Unbemittelte — sagte man mir — arbeite! Und all das Drängende, Gährende mußte ich in mir verschließen, bis ich durch den Krieg frei wurde wie du. Diese Entwürfe machte ich in meinen Mußestunden —"

Er breitete eine Anzahl Skizzen vor jenem aus, und bewundernd rief der Dichter:

„Du bist ein Künstler! Wenn dein Geist fähig ist, dieses zu schaffen, dann wirst du über Sternen wandeln. Nur frei mußt du bleiben."

„Wir wollen es," entgegnete der andere.

Und lange sprachen sie von ihrem Wollen und Hoffen. Als der Mond schon der Erde näher sank, da erhoben sie sich.

„Weißt du, ich habe hier ein köstliches Erlebnis, von dem niemand ahnt. Komm, du sollst teilhaben."

Sie schritten über die Wiesen und erreichten bald ein kleines Gehölz, das viele Kriegsspuren zeigte. An manchen Stellen war der Boden aufgewühlt, und die eingeschlagenen Granaten hatten die Wurzeln der Bäume freigelegt und ihre Stämme zerbrochen, und als sie eine Weile reglos in dem schweigenden Dunkel standen, erhub eine Nachtigall ihre wehmutsvolle Stimme, und die Lieder schluchzten und jubelten berauschend durch die Nacht.

Da gab's ein großes Bestatten von Freund und Feind, und gute Soldatenhände schmückten die Hügel, unter denen die Helden schliefen.

Tag und Nacht rang der junge Künstler mit sich, mit einer Fülle der auf ihn einströmenden Entwürfe. Er mußte etwas schaffen, das die Toten ehrte, alle Toten, die ihr Leben einem höheren Zweck geopfert hatten, der Erhaltung des Vaterlandes. Ob's Kameraden oder einst Feinde waren, — lebten sie nicht alle als Brüder unter Gottes Sonne, und wessen Ruhm war geringer unter denen, die ihre Pflicht erfüllten? —

Und eines Tages hatte er den Ausdruck dessen gefunden, das ihn restlos bewegte. — Ein Genius, der aus Grabesdunkel aufsteigt zum Licht, und die Arme verlangend der Sonne entgegen breitet. —

Ein Offizier beobachtete ihn schon einige Zeit, der so in seine Arbeit versunken war, daß er des Vorgesetzten Gegenwart gar nicht

Türkische Tanzgruppe auf dem Osteuropäischen Kunstabend in Berlin. Phot. Berl. Illustr.-Ges.

Der Osteuropäische Kunstabend ist von den Vereinigten Morgenländischen Gesellschaften in der Kgl. Hochschule für Musik zu Berlin veranstaltet worden.

Sie wurde nicht müde des Singens, und ihre Töne quollen aus der kleinen Kehle, daß die Soldaten alles vergaßen und der Gegenwart mit ihrem harten, blutenden Sein entrückt waren. —

Da geschah etwas Unerwartetes. Der Dichter sank auf einen entwurzelten Baumstamm, der voll sprießenden jungen Lebens war, und weinte, und der Nachtigallgesang vermischte sich mit dem inbrünstigen Schluchzen des jungen Soldaten.

„Mir ist so seltsam — so, als ob mir die Nachtigall ein Totenlied sänge." —

Und der andere wollte ihn beruhigen, doch der Dichter ließ nicht ab von dem Gedanken. —

Mit schweren Schritten gingen sie ins Dorf zurück. Seither trafen sie sich jede Nacht, gingen zusammen ins Gehölz, hörten der Nachtigall Lieder und keiner wußte um ihren Schmerz und um ihre Seligkeit. — —

bemerkte. Erst, als jener sich über den Tisch bog, erhob sich der Jüngere erschreckt.

„Zeigen Sie mir doch mal —"

Und eingehend betrachtete er die Studien.

„Aber das ist ja großartig! Sie sind ein Künstler, Rembach. Was sind Sie eigentlich im zivilen Leben?" Und ohne die Antwort abzuwarten, fährt er fort: „Schaffen Sie dieses Denkmal. Ich werde sorgen, daß Sie sich entwickeln können. Das ist ja ganz erstaunlich, eine wundervolle Auffassung."

Der junge Künstler ging in dieser Nacht zum Gehölz. Sein dankbares Herz begrub den Zweifel seiner Seele. Seiner Sehnsucht Erfüllung lag verheißungsvoll vor ihm. Die Bande waren zersprungen.

Vielleicht war auch die Nachtigall keine suchende mehr, denn ihr schluchzender Gesang durchzitterte die Nacht nicht wieder. —

Da weinte er vor Glück und vor Schmerz.

Die beiden Komtessen.

Von Rudolf Michael.

Durch den gräflichen Park ging plötzlich der sanfte Hauch des Frühlings, daß die Knospen aufsprangen vor Verwunderung. Ein leichter Wind sprang durch die Äste und erzählte ihnen neue, wunderbare Dinge von Krieg und Not, von Lärm und Blut.

Auch sonst war im Park der Krieg wohl zu spüren. Nur zwei, drei alte, gebückte Tagelöhner gruben und harkten, und die Kinder suchten Holz von den Beeten und Wegen.

Hier und da, an einer lichten Stelle, auf einer kleinen Anhöhe verträumte eine Steinbank den erwachenden Frühling. Ein braungoldener Fasan sprang darunter hervor und suchte nach Körnern. Plötzlich fuhr er hoch, lief eine Strecke rasch dahin und flog dann laut schreiend durch die Büsche.

Ein junges Mädchen in einfachem, blauem Kleid, einen schlanken Stock in der Hand, kam den Weg herauf und vertrieb den suchenden Fasan. Den blonden Kopf hielt sie gesenkt, als zähle sie ihre Schritte. Sie pflückte vom Rasen eine Anemone und steckte sie an die Bluse.

Komtesse Thea ging gern so allein, um für ein heimlich-stilles Leid zwischen Bäumen und Gräsern Trost zu suchen. Ihr kleines, feines Herz fühlte den Krieg nicht weniger hart als die Tausende, die draußen standen und wachten oder hier in der Heimat horchten und sorgten. Sie empfand die Bitterkeit der Sehnsucht, denn sie hing mit allen ihren Gedanken dem jungen Tornower Grafen nach, der nun als Offizier der Kavallerie im Osten stand. Ja, wenn er gewußt hätte, daß sie so an ihm hing, dann würde er gewiß öfter schreiben als jeden Monat — wie jetzt, und er würde dann und wann ein Wort der Liebe mit hineinlegen. Aber er wußte es doch nicht, und sie durfte es nicht sagen. Darum trug sie ihren Kummer gern in den jungen Frühling hinaus. Der sah und hörte soviel Leid. Warum sollte er nicht auch das ihre liebevoll aufnehmen?

Während die Schwester nachdenklich auf den Parkwegen dahinschlenderte, stand Komtesse Cilchen am Eckfenster ihres Zimmers oben im Schloß und wartete, daß der Diener von der Post kommen sollte. Und als sie ihn kommen sah, lief sie ihm auf dem Flur entgegen, nahm ihm die schwarze Ledertasche mit dem Kronenwappen aus der Hand und lief wieder hinauf. Zwischen Zeitungen und vielen beruflichen Briefen fand sie eine zerknitterte dünne Karte, die kam für sie aus dem Osten von dem jungen Tornower Grafen. Ein kurzer, förmlicher Gruß, ein paar Worte. „Hier geht es heiß her." Mehr nicht. Aber Cilchen freute sich unendlich, weil ihre Ahnung richtig gewesen war. Er hatte an sie gedacht! Eigentlich war es ja nicht viel für ein sehnsüchtiges junges Herz. Aber es war doch ein Gruß für sie ganz allein. Es wußte ja keiner, und sie sagte es auch keinem, daß sie den jungen Tornower Grafen gern hatte, auch nicht ihrer Schwester. Es war ja so süß, ein Geheimnis zu haben.

Sie faltete die Karte und vergrub sie tief in ihrer Tasche. Dann zog sie sich einen leichten weichen Hut übers Haar und lief hinaus, ihre Schwester zu suchen. Die fand sie oben am Parkteich, wie sie einem pflügenden Arbeiter zusah.

„Thea, wir sollen Veilchen suchen. Mutter möchte welche haben, wenn sie aus Tornow wiederkommt."

Komtesse Thea drehte sich erschreckt um.

„Sind die Eltern nach Tornow?"

„Aber das weißt du doch, Thea," antwortete die jüngere Schwester verwundert.

„Ach ja, es ist ja richtig, Cilchen. Ich dachte nicht gleich daran."

Die beiden Schwestern wanderten durch den Park, um Veilchen zu suchen. Thea ging ernst und still, Cilchen lief leicht nebenher. Sie waren beide gleich gekleidet. In Theas Haltung und Wesen lag nur ein wenig mehr Würde.

Die Mädchen suchten und schwiegen. Thea fand zwei, drei Veilchen, mehr nicht.

Cilchen schalt und neckte: „Du mußt eine Brille haben, Thea. Eine Hornbrille mit großen runden Gläsern."

Als sie zwei kleine Sträuße zusammen hatten, gingen sie zum Schloß. Allmählich wurde auch Thea wieder gesprächiger. Die dunklen Gedanken machten nur müde. Sie konnte nicht immer traurig sein.

Am Abend kamen die Eltern im Wagen von Tornow zurück, einem Gut, das in der Nähe lag.

Beim Abendessen sagte der Graf: „Es ist traurig, sehr traurig. Es kommt doch mancher nicht wieder."

Die beiden Komtessen sahen fragend auf.

Der Vater fuhr fort: „Heute vormittag haben die Tornower die telegraphische Nachricht bekommen, daß ihr Sohn gefallen ist. Und sie dachten doch auch bestimmt, er würde wiederkommen."

Die beiden Komtessen sahen sich einen Augenblick an.

„Wann ist er gefallen?" fragte Thea rasch.

„Das wissen sie noch nicht. Sie haben nur diese kurze Nachricht. Wir wollten ihnen einen Glückwunschbesuch machen, nun wurde es ein Trauerbesuch. Ja, es ist schwer."

Die beiden Komtessen wagten nichts weiter zu fragen. Sie senkten den Kopf und würgten ein paar Bissen hinunter. Dann gingen sie still auf ihr Zimmer. Thea nahm ein Buch, blätterte darin und tat, als ob sie lese. Cilchen zupfte die Veilchen zurecht, die sie der Mutter zu geben vergessen hatte. Keine wagte zu sprechen.

Am andern Morgen standen sie in derselben Stimmung auf. So oft die Schwester sie allein ließ, zog Cilchen ihre Karte heraus und las die paar dürftigen Worte wieder und wieder.

Die Schwester kam ins Zimmer, da versteckte sie das Blatt rasch und scheu wieder in der Tasche.

Aber eigentlich konnte sie es der Schwester und Mutter doch ruhig zeigen. Es war ja nun doch alles vorbei, dies stille, leise Glück, die feine, versteckte Sehnsucht. Wenn sie nur nicht diese Scheu gehabt hätte, irgendeine dumpfe Ahnung. Aber immerhin.

Am Vormittag gingen die Schwestern durch den Park. Es war trüber Himmel, gerade so recht, um sein Leid herunterzusprechen von der Seele.

Komtesse Cilchen holte die Karte und gab sie der Schwester. „Ist das nicht sonderbar, Thea?"

Thea überflog die Karte mit einem raschen Blick. „Hast du die bekommen, Cilchen?"

„Ja, gestern."

„Warum hast du mir die nicht gezeigt?" Ihre Stimme klang müde und farblos. — Cilchen schwieg.

Thea schien ihre Schwester zu verstehen. „Du hättest sie mir doch gern geben können. Er lebt ja doch nicht mehr."

„Aber gestern doch noch," fiel ihr die jüngere Schwester mit etwas Erregung ins Wort.

Thea sah die Schwester bestürzt an. „Hattest du denn ein Recht, heimlich zu sein?"

„Heute nicht mehr, Thea. Nun gehört er doch uns beiden." Cilchen sprach offen und gut, mit einem Hauch tiefinnerer Heiterkeit.

Thea ging einige Schritte, ohne zu antworten. Sie wollte weinen. „Aber er hat dir doch nie allein gehört," sagte sie zweifelnd.

„Willst du mich darum schelten, Thea?"

Wieder gingen sie eine Weile still.

„Nein, das hättest du nicht tun dürfen. Das war nicht recht, Cilchen."

Die Schwestern gingen, ohne ein Wort weiter zu sagen, zum Schloß zurück. Sie gingen ohne Freude, jede einsam in ihrem Stolz.

Eine Woche später verließ Komtesse Thea das gräfliche Schloß. Sie reiste in die Hauptstadt der Provinz, um dort in einem Lazarett zu lernen und als Helferin die Schwestern zu unterstützen.

Beisetzung des Grafen Zeppelin in Stuttgart.

Der Leichenzug begibt sich zur Gruft, davor die Leib-Ulanen mit den Orden des Verstorbenen.
An der Spitze des Zuges der König von Württemberg (×), hinterher die nächsten Verwandten: Graf Ferdinand von Zeppelin, die Witwe und die Neffen des Verstorbenen.
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Auf dem Wege von der Kapelle zur Gruft: Auf dem Sarge Degen und Helm des Grafen.
Den Sarg tragen Ulanen seines Leibregiments.
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Sie schrieb wenig. Nur dann und wann ein paar Worte, wieviel Freude sie an der Arbeit fände. Die Eltern empfanden es trotzdem: Thea war älter und ernster geworden in den wenigen Wochen.

Die Schwestern schrieben sich nicht. Komtesse Cilchen suchte im Hause Arbeit und wanderte durch den Park und durch den Wald. Von jedem Spaziergang brachte sie sich ein paar frische Blumen mit, die sie am Feldrand oder im Rasen gefunden hatte. Die legte sie zu Hause in ein Kästchen zu der Karte.

Und eines Tages bekam sie einen Brief von ihrer Schwester. Der war so seltsam lieb und zart, so seltsam ernst.

„Ich hab' dir doch wohl weh getan, Cilchen. Du hast wohl recht gehabt, ich hatte keinen Grund, böse zu sein. Ich lerne es hier ja jeden Tag, lieb zu sein und zu helfen, — Menschen, die mir ja doch nicht gehören. Wir Frauen sollten unsere Eifersucht und unsern Neid vergessen in diesen schweren Tagen."

Da ging Komtesse Cilchen in ihr Zimmer, nahm die Karte und die Blumen aus dem Schrank und verbrannte sie.

Die Engländerin.

Von F. Hecker.

Ich hatte sie abgeholt auf der Bahn. Und nun saßen wir in der Straßenbahn. Es war eine Engländerin mit einer lauten Stimme und sie konnte ein wenig Deutsch. Irgend jemand hatte sie an mich empfohlen: Ich sei ein netter Mensch und würde ihr gern die Stadt zeigen.

Und nun begann sie zu fragen. Gleich in der Straßenbahn, um keine Zeit zu verlieren. Sie sprgch so laut, daß ich mir vorkam wie ein Held auf der Bühne, auf den die Heldin vor so und so viel Ohren und Operngucken immerzu einredet.

„Oo, sagen Sie, uie heißt die Fluß hier?" fragte sie.

„Der Fluß hier heißt —", begann ich.

„Oo, man sagt der Fluß, nicht die Fluß?"

„Ja, Fluß ist männlichen Geschlechts."

„Oo ja, männlichen uas, bitte?"

„Geschlechts."

„Oo ja, Geschlechts, aber sagen Sie, uas ist Geschlecht?"

„Geschlecht ist — Geschlecht ist —"

Ich fühlte eine dringend gewordene Aufmerksamkeit des ganzen Trambahnwagens an meinen Lippen hängen.

„Was wird der Mensch jetzt sagen?" dachte der ganze Trambahnwagen. Und ich sagte ein wenig unsicher und zögernd:

„Geschlecht? Geschlecht ist eben — Geschlecht, verstehen Sie?"

„Oo ja, ich verstehe, und sagen Sie, uieviel Geschlecht gibt es in Deutsch, bitte?"

„Wir haben drei Geschlechter."

„Oo ja, drei Geschlecht, aber sagen Sie, uarum haben Sie drei Geschlecht?"

Hier bemerkte ich, daß mehrere Leute, die sonst immer an dieser Haltestelle ausgestiegen waren, voll Interesse weiter sitzenblieben. Ich biß die Zähne zusammen und sagte:

„Wir haben drei Geschlechter aus grammatisch-historischen Ursachen."

„Oo ja, Ursachen, serr gut, Ursachen, aber sagen Sie, uas hat zu tun Ursachen mit Geschlecht?"

Ich starrte verständnislos. Teilnehmend sah mich der ganze Wagen an. Ein Todfeind von mir, der mir gegenübersaß, fing an, mich mit tiefem Mitleid zu betrachten.

„Ich meine," begann die Engländerin nach einer Weile wieder, „ich habe gemeint Ursachen seien Sachen von Uhren, nicht von Geschlecht."

Ich sah hilflos den Schaffner an. Und richtig, dieser wundervolle Mensch griff ein. Ich hatte ihm nicht umsonst so oft ein Fünferl gegeben. Jetzt lohnte sich's.

„A solchene Rederei, a solchene damische ist überhaupts verboten in der Straßenbahn," sagte er.

Aufmerksam sah die Engländerin jetzt den Schaffner an. Dann wandte sie sich wieder zu mir:

„Oo, sagen Sie, uas meint mit Rederei dieser Mann?"

„Rederei heißt sprechen," schnaufte ich.

„Oo ja, und uas sein mit sprechen, bitte?"

„Verboten ist es!" brüllte ich.

„Oo ja, aber uarum sein verboten sprechen in deutsch Tramway, bitte?"

„Weil's einem sonst schlecht wird!" rief ich verzweifelt, sprang auf von der Bank und ab vom Wagen. Und noch im Abspringen hörte ich ihre harte Stimme sich an ein neues armes Opfer richten:

„Oo, sagen Sie, Madam, uarum ist geworden dieser Mann so komisch, plötzlich?"

Von der mazedonischen Front:
Oesterreichisch-ungarische Korporalschaftsküche in den mazedonischen Bergen.

Phot. Bulla.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. J. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.